

Bereits im Vorfrühling beginnen im Leben des Rehwilds die ersten Vorbereitungen für die Brunft im Hochsommer. Gegen Ende Februar/Anfang März fangen die Böcke an, ihre Territorien untereinander „auszukarten“. Das Territorialverhalten setzt also bereits geraume Zeit vor der Hauptbeizezeit ein. Spätestens Mitte April sind die Territorien festgelegt und besetzt. Sie bleiben bis nach der Brunft bestehen. Untersuchungen über ihre Auflösung sind allerdings weit spärlicher gesät als über ihre Errichtung, so dass es hier immer noch einige Meinungsunterschiede bei den Experten gibt. Obwohl jedes Jahr die Karten neu gemischt werden, sind die Territorien doch sehr stabil und die Böcke zeigen sich recht standorttreu. Die Grenzverläufe verändern sich von Jahr zu Jahr relativ wenig. Werden allerdings Territorien durch Ausfall des Besitzers frei, kommt wieder Bewegung ins Geschehen.

Der Fachausdruck „Territorium“ ist zwar absolut gängig und in aller Munde; dennoch herrscht – und zwar auch unter den Fachleuten! – oft Begriffsverwirrung, die zu Fehlschlüssen führen kann (siehe Kasten rechte Seite).

Wer ist wann territorial?

Aus der Begriffsbestimmung der Territorialität folgt gleich ein weiterer Aspekt: Geißen sind definitiv **nicht** territorial (siehe auch **PIRSCH** 15/99, Seite 8). Hierin sind sich die in dem ausgezeichneten Rehwildbuch (siehe Literatur) zitierten Rehwildforscher aus verschiedenen Ländern Europas einig. Die Streifgebiete von Geißen überschneiden sich häufig sogar sehr stark. Auch meine eigenen radiotelemetrischen Untersuchungen in zwei unterschiedlichen Lebensräumen haben dies belegt. Und selbst wenn man in Betracht zieht, dass es häufig verwandte Geißen sind, deren

Einstände sich überschneiden, kann man nicht einmal von einer „Mutterfamilien-Territorialität“ sprechen. Das schließt natürlich nicht aus, dass gelegentlich aggressives Verhalten gegen andere Geißen gezeigt wird, zum Beispiel direkt an den Kitzaufzuchtplätzen, beim Abschlagen von letztjährigen Töchtern oder bei unmittelbarer Konkurrenz um Äsung oder einen Bock.

Die Größe von Bockterritorien variiert in erster Linie je

Die Rehbrunft mit ihrem Schlussabschnitt, der Blattzeit, lässt die Jägerherzen höher schlagen. Reizvoll ist es, das Brunfttreiben zu beobachten. Fast „bühnenreife Auftritte“ liefern Böcke, die aufs Blatten zustehen. Die aktuelle Wildforschung gewährt einen Blick hinter die Kulissen.

Bei dir...



Kee

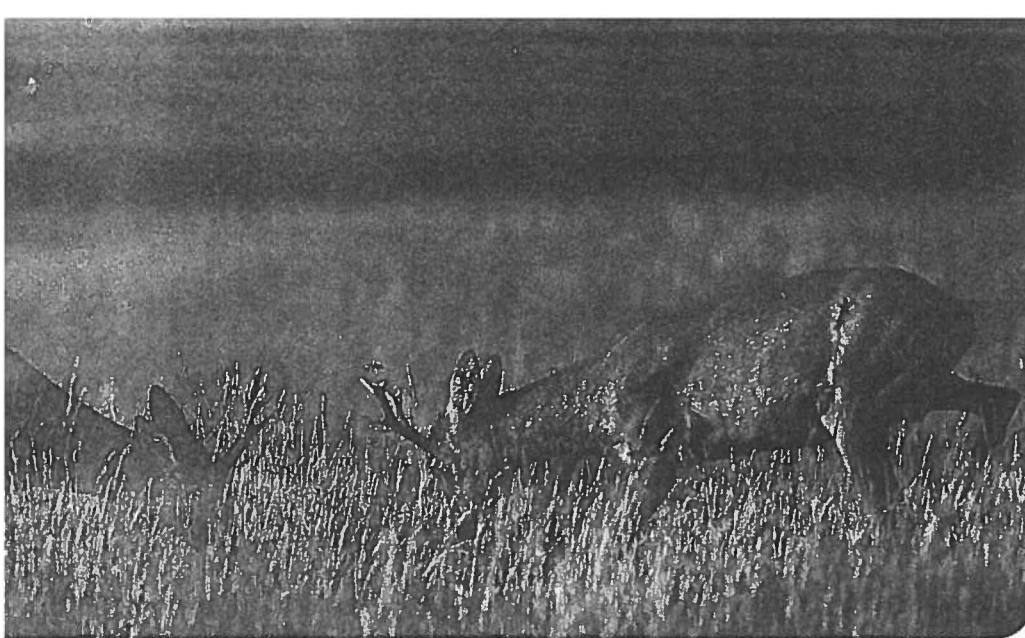


Foto: Hansjörg Arndt

nach Bestandsdichte, und zwar zwischen etwa zehn und 50 Hektar. Jährlinge sind in aller Regel noch nicht territorial. Starke zeigen aber durchaus bereits aggressives Verhalten gegenüber Geschlechtsgenossen und können in Auseinandersetzungen mit territorialen Böcken verwickelt werden.

Ob zweijährige Böcke, die von den Wildforschern als „subadult“ – also als noch nicht voll erwachsene Jungböcke – bezeichnet werden,

im Normalfall bereits territorial sind, ist unter den Experten nach wie vor umstritten. Sicher ist, dass es vorkommt, besonders bei geringer Rehwildichte, bei Ausfall territorialer Böcke sowie in bestimmten Lebensräumen. Überwiegend wird es jedoch als die Regel betrachtet, dass ein Bock im dritten Frühjahr seines Lebens ein Territorium besetzt. Alte, also etwa acht- bis zehnjährige Böcke werden oft von jüngeren Rivalen aus ihrem Territorium vertrieben

und verbringen ihre letzten Lebensjahre in kleinen, nicht verteidigten Streifgebieten oder als „Nomaden“.

Wanderlust?

Wir haben festgestellt, dass sich starke Jährlinge – ohne territorial sein zu müssen – auf Raufereien mit anderen Böcken einlassen. Als Folge werden sie häufiger gezwungen abzuwandern als schwächere Altersgenossen. Die Abwanderungsrate ist

Was ist...

...ein **Territorium**: Ein Gebiet, das von einem Tier, das auf dieser Fläche dominant ist, exklusiv („ausschließend“) besetzt wird. Rehböcke überwachen die Grenzen, markieren sie und verteidigen sie aktiv gegen Geschlechtsgenossen. Der Zweck von Territorien kann unterschiedlich sein.

...ein **Streifgebiet** oder **Wohngebiet** (englisch „home range“): Das Gebiet, in dem ein Tier seinen normalen Lebensaktivitäten nachgeht und das sich mehr oder weniger stark mit anderen Wohngebieten – auch von Geschlechtsgenossen – überschneiden kann.

...ein **Habitat**: Ein Lebensraum, der für eine bestimmte Tierart geeignet ist und der die notwendigen Requisiten (Lebensraumstrukturen) aufweist, damit diese Art darin leben und sich wohlfühlen kann.

Foto: Stefan Meyers



also insgesamt bei starken Jährlingen am höchsten. Schmalrehe dagegen bleiben nicht selten in der Nähe ihrer Muttergeiß, wandern aber zum Teil ebenfalls ab. Auch in diesem Fall muss man zunächst einmal die Begriffe sortieren.

Was sind...

Saisonale Wanderungen

(Migration): Regelmäßig wiederkehrende Ortsverschiebungen mit Fortzug und Rückkehr. Sie werden meist im Zuge der Suche nach günstigeren Nahrungsangeboten oder klimatischen Verhältnissen unternommen.

Nicht nur junges, sondern auch mittelaltes und älteres Rehwild kann wandern!

Abwanderungen

(Dispersal): Sie kommen bei fast allen Wildtierarten vor, und zwar meist mit dem Selbstständigwerden von Jungtieren. Beim Rehwild ist die Altersgruppe der Jährlinge und Schmalrehe am stärksten – aber nicht ausschließlich! – daran beteiligt.

Sinn und Zweck von Abwanderungen sind erstens die Eroberung neuer Lebensräume beziehungsweise die Ausdehnung des Verbreitungsareals, zweitens ein Verteilungseffekt zur Schonung der Nahrungsressourcen und drittens ein wirksames Mittel gegen Inzucht.

Rehwild gehört zwar nicht gerade zu den wanderfreudigsten Wildtierarten, sondern ist vergleichsweise standorttreu. Dennoch bringt die Kennzeichnung mit Lauschermarken und vor allem radiotelemetrische Untersuchungen immer wieder Überraschungen zu Tage, die man ohne diese Methoden der modernen Wildforschung niemals entdeckt hätte (siehe „Ein Plädoyer für die Wildforschung“, Kasten rechte Seite).

Drei Beispiele aus meinen eigenen Untersuchungen an Rehwild in freier Wildbahn: Im Bayerischen Wald wanderte der größte Teil des Rehwilds mit Einbruch des dort sehr harten Winters aus den Mittelgebirgslagen in die Talagen, und zwar im Durchschnitt über eine Entfernung von rund acht Kilometer Luftlinie. Interessant ist, dass aber einige Rehe den extremen Schneelagen trotzten und – ohne Winterfütterung – in den Hochlagen auf über 1000 Meter Meereshöhe überwinterten und überlebten. Im Frühjahr zogen die „Wanderer“ dann wieder in ihre Sommerstreifgebiete in den Hang- und Hochlagen zurück. Das ist ein typisches Beispiel für saisonale Wanderungen, wie sie ja vom Rotwild in weit ausgeprägterem Maß bekannt sind.

Ein spektakuläres Beispiel zeigte eine mittelalte Geiß in einem Untersuchungsgebiet auf der

Dort setzte sie ihre Kitze und kam mit schöner Regelmäßigkeit beim Einsetzen der ersten stärkeren Schneefälle im November/Dezember mit ihren Kitzen ins Forschungsrevier zurück. Vermutlich war sie selbst in ihrem Kitzaufzuchtgebiet gesetzt worden und als Schmalreh in den günstigeren Wintereinstand abgewandert – ja, aber eben in diesem Fall doch nicht wirklich abgewandert, denn echte Abwanderungen erfolgen definitionsgemäß „ohne Wiederkehr“. Nur die Radiotelemetrie brachte dies zu Tage; sonst hätte man glauben müssen, dass die Geiß den Sommer über im Untersuchungsrevier sehr heimlich war und einfach nicht in Anblick kam.

Ebenfalls auf der Schwäbischen Alb wurden „Kurzstreckenpendler“ gepeilt, die ein zweigeteiltes Streifgebiet besaßen und täglich zwischen zwei kleineren Waldgebieten hin und her wechselten.

schwinden (nicht immer war's der „böse Nachbar“) oder bisher unbekannt auftauchen. Rehwild ist eben doch mobiler als früher angenommen wurde.

Futter oder Liebe?

Über den Zweck von Bockterritorien gab und gibt es verschiedene Theorien. Früher nahm man mehrheitlich an, dass sie vor allem der Dichteregulation, also Ausdünnung des Bestands durch erzwungene Abwanderung und damit der Vermeidung einer Übernutzung der Vegetation dienen. Aber warum sind dann nicht auch und besonders die Geißen, die ja durch die Trächtigkeit und Kitzaufzucht den weit höheren Energiebedarf haben, territorial? Als nächstes wurde die Erklärung favorisiert, dass der

Bock für seine Geiß(en) und deren Nachwuchs ein Gebiet mit guter Äsungsgrundlage verteidigt. Aber auch dieser Erklärungsversuch „hinkt“ etwas. Denn

Hauptkonkurrenten für eine führende Geiß sind andere führende Geißen; und es gibt keinerlei Belege dafür, dass ein Bock versuchen würde, die Zahl der Geißen in seinem Territorium zu begrenzen. Ein weiteres gewichtiges Argument gegen diese Hypothese ist, dass die Streifgebiete sehr vieler Geißen sich nicht nur untereinander, sondern auch mit den Territo-

rien mehrerer verschiedener Böcke überschneiden – eine Feststellung, die ich anhand von Telemetriegergebnissen ebenfalls bestätigen kann. Und selbst wenn Geißen nur im Bereich des Territoriums eines Bocks leben, ist ein großer Teil der Kitze nicht von diesem Bock, weil viele



Auf Wanderschaft:
Saisonal, als
Pendler oder
„ohne Wiederkehr“
– das ist hier die
Frage!

Foto: L. Borchert

Schwäbischen Alb: Jedes Jahr, vor Beginn der Setzzeit Anfang Mai, zog sie hochbeschlagen in einer einzigen Nacht (!) bis zu ihrem Sommerstand, der rund zehn Kilometer Luftlinie vom Wintereinstand entfernt lag. Das waren mehr als 15 Kilometer über Berg und Tal.

Was die echten Abwanderungen betrifft, sind bei Rehwild Distanzen von über 70 Kilometer Luftlinie belegt! Das ist aber nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Der Regelfall liegt unter fünf Kilometer. Wundern Sie sich also nicht, wenn plötzlich auch ältere Rehe aus ihrem Revier ver-

Geißen in der Brunft Exkursionen zu oft sogar weit entfernt stehenden Böcken unternehmen (siehe unten).

Heute tendiert man eher dazu, Bockterritorien in erster Linie als taktisches Mittel für die Brunft zu betrachten.

Warum sind dann allerdings die Territorien bereits etwa drei Monate vor der Brunft etabliert und es wird so viel Aufwand darauf verwendet, sie zu verteidigen, bevor sie wirklich gebraucht werden? Eine mögliche Erklärung wäre, dass es sich sozusagen um eine

„Rüstungsspirale“ zwischen den Böcken handelt, wobei derjenige Bock einen Vorteil hat, der sehr frühzeitig und als erster ein Territorium besetzt. Die im Laufe der Evolution erfolgte „Vorverlegung“ der Rehbrunft aus dem Spätherbst/Winter auf den Hochsommer mit der daraus resultierenden Keimruhe passt in dieses Bild.

Vererber?

Während der Brunft unternehmen die Böcke auf der Suche nach brunftigen Geißen häufig Ausflüge aus ihren Territorien. Ganz klassisch ist das Bild des suchenden Bocks mit tiefem Haupt.

Eine neue Entdeckung aus dem „Liebesleben der Rehe“ hingegen ist es, dass bis zu 50 Prozent der Geißen während der Brunft – genauer während ihrer Beschlagbereitschaft (Östrus) – Exkursionen aus ihren angestammten Streifgebieten zu teilweise weit entfernten, fremden Böcken unternehmen. Rund die Hälfte der Kitze stammt also gar nicht von dem territorialen Bock, in dessen Nähe die jeweiligen Muttergeißen stehen. Wie es in dem zitierten Rehwildbuch sinngemäß so schön heißt: „Territoriale Böcke haben kein Monopol auf Geißen, und die Rehwildbrunft wird in starkem Maß vom aktiven Auswählen durch die Geißen bestimmt.“ Das wirft natürlich unsere ganze schöne Theorie von den

Viele Fragen können nur sicher beantwortet werden, wenn das Wild Tauschermarken oder Senderhalsbänder trägt.



Foto: CT

guten und schlechten Vererbern und dem Stehenlassen gut veranlagter Böcke im Revier völlig über den Haufen. Während wir den starken Sechser bei uns schonen, sind die Kitze der Geiß, die an seiner Seite solch ein idyllisches Bild liefert, womöglich vom Knopfer aus Nachbars Revier! Dieser muss aber trotz schlechter Gehörnentwicklung keineswegs auch ein „schlechter Vererber“ sein. Man sollte sich immer wieder in Erinnerung rufen, dass das Gehörn nur eines von mehreren Anzeichen für den körperlichen Zustand ist. Und bestenfalls die Form kann vererbt sein, nicht aber die Masse, die Ausdruck der Umweltbedingungen während der Zeit des Schiebens ist („modifikatorische“ statt „genetischer Variabilität“; siehe auch **PIRSCH** 10/2000, Seite 7). Außerdem ist die körperliche Verfassung beim „Vererbungslooto“ ohnehin nur die halbe Miete. Ganz andere Eigenschaften sind ebenso entscheidend dafür, ob der Nachwuchs später etwas taugt: Zum Beispiel die Sinnesleistungen, Lernfähigkeit, Geschick im Vermeiden von Raubfeinden sowie im Auffinden guter Äsungsplätze oder neuer Einstände, Wesensfestigkeit und vieles mehr. Nicht immer muss da der Sechser der Volltreffer sein! Wie lautet das lateinische Sprichwort so schön:

Ein Plädoyer für die Wildforschung

„Also der kapitale Sechser mit den enggestellten Stangen steht immer am hinteren Wildacker. Und seine Söhne sind auch so stark und stehen in den Nachbarterritorien.“ Tatsache?

Die vielen Beobachtungen, die wir Jäger Tag für Tag im Revier machen, tragen wie Mosaiksteinchen zu einem Gesamtbild über unsere heimischen Wildarten bei. Die Wildforschung verfolgt genau das gleiche Ziel, aber mit anderen Mitteln. Der (seriöse) Wildforscher versucht in erster Linie Folgendes:

Durch eine möglichst große Stichprobe individuelle Unterschiede bei Einzeltieren herauszumitteln, Durchschnittswerte zu bilden, statistisch zu überprüfen und möglichst allgemein gültige Aussagen abzuleiten.

Klare Versuchsbedingungen zu schaffen und sie so exakt zu beschreiben, dass sie für

jeden anderen Wissenschaftler nachvollziehbar und wiederholbar sind (das Prinzip der Reproduzierbarkeit).

„Nullproben“ bei Kontrollgruppen oder unter Kontrollbedingungen durchzuführen.

Fehlerquellen und Fehlschlüsse (englisch „biases“) zu erkennen und auszumerzen.

Ergebnisoffen und unabhängig zu sein, keine vorgefasste Meinung zu haben und sich auch einmal von Unerwartetem überraschen zu lassen.

Beim Rehwild konnten zum Beispiel etliche traditionelle Auffassungen einer wissenschaftlichen Überprüfung nicht standhalten und mussten revidiert werden.

Dieses alles sollte man im Hinterkopf haben, wenn man zum Beispiel eigene Erfahrungen aus der Beobachtung einzelner Stücke mit Ergebnissen aus der Wildforschung vergleicht. Klar, dass es da gelegentlich Diskrepanzen gibt, ja sogar geben muss. Forschungsergebnisse „glätten“ eben die Individualität der einzelnen Tiere zugunsten allgemeiner Aussagen über eine Wildart.

Gute Wildforschung bedarf der engen Zusammenarbeit zwischen den Wildbiologen und der örtlichen Jägerschaft (oder in Staatsrevieren den Förstern). Bewusst habe ich nicht geschrieben „zwischen Wissenschaft und Praxis“, denn es ist ein – leider weit verbreitetes – Vorurteil, dass die Wildforscher praxisferne Schreibtischtäter, Theoretiker und Papiertiger seien und die Praktiker ihnen erst einmal zeigen müssten, wo es lang geht. Natürlich gibt es „Solche und Solche“. Und leider gibt es auch Negativbeispiele, die die ganze Zunft von uns Wildforschern in Verruf bringen. Das zeigt zum Beispiel die BfN-Rabenvogelstudie, die einige der oben genannten wissenschaftlichen Kriterien vermissen lässt (**PIRSCH** berichtete darüber).

Die Mehrzahl der Wildforscher besitzt heute aber neben profundem Wissen über Biologie, Ökologie und Verhalten des Wildes auch praktische sowie technische Erfahrungen und überdies häufig den Jagdschein. Ohne die örtlichen Jäger geht aber natürlich nichts; denn die notwendigen intimen Kenntnisse über das jeweilige Untersuchungsgebiet und die besondere Situation sind nur über viele Jahre zu erreichen.

In diesem Sinne trotz negativer Einzelbeispiele (der Mittelwert zählt!): Auf eine weiterhin fruchtbare Zusammenarbeit zwischen den Jägern vor Ort und den Wildforschern! Denn nur umfassende Kenntnis über eine Wildart, die immer wieder auf den neuesten Stand gebracht wird, ermöglicht den richtigen Umgang mit ihr.

„Mens sana in corpore sano!“ Das heißt korrekt (und nicht wie manchmal fälschlich) übersetzt: „In einem gesunden Körper soll auch ein gesunder Geist wohnen!“

Zudem zeigen Forschungsergebnisse aus Schweden, dass es auch territoriale Böcke gibt, die zwar ein Territorium besitzen, aber trotzdem – temporär oder über ihre Lebensspanne hinweg – kaum Paarungserfolg haben.

„Revierlose“

Umgekehrt kommen auch nicht-territoriale Böcke zum Zug. Ebenfalls aus Schweden ist belegt, dass von 76 Böcken, die zum Beschlag kamen, 53 territorial und 23, also immerhin rund 30 Prozent, nicht-territorial waren. Die nicht-territorialen Böcke haben offenbar zwei verschiedene Taktiken entwickelt: Einerseits gibt es die so genannten „Satelliten“, die einem Territoriumsbesitzer nicht von der Pelle weichen und in Kauf nehmen, dass sie häufig von ihm verjagt werden. In irgend einem unbewachten Augenblick gelingt es ihnen dann schon, schnell eine Geiß zu beschlagen, zum Beispiel wenn der „Herr des Hauses“ in ein Scharmützel an seinen Territoriumsgrößen verwickelt ist oder sich abgebrunftet niedergelassen hat. In rund 15 Prozent der Territorien fand man solche Satellitenböcke.

Die zweite Variante sind „Grenzgänger“ (englisch „peripherals“): Sie wählen ihren Einstand an der Grenze zwischen zwei Territorien und warten, bis sie in einem unbewachten Augenblick eine Geiß beschlagen können.

zupflanzen und später selbst das Territorium des Bocks zu übernehmen, an dessen Schalen sie sich so hartnäckig heften.

Welche Böcke haben denn nun insgesamt den meisten „Schlag“ bei den Geißen? Die Größe des Territoriums spielt keine Rolle, zum Teil aber sein Angebot an guter Äsung. Eine weitere Antwort mag für manche überraschend sein, für andere die Bestätigung ihrer langjährigen Erfahrung mit Rehwild. In der oben zitierten Untersuchung konnte bei 49 „studierten“ Böcken ein anderer Faktor gefunden werden, bei dem eine Korrelation (Wechselbeziehung) statistisch nachweisbar war: Und zwar das Alter.

Erfolgsrezept

Konkret fand man Folgendes heraus: Je älter ein Bock ist, desto mehr Zeit verbringt er offenbar damit, „Geißen den Hof zu machen“ – aber nur bis zum Alter von sechs Jahren; danach geht's wieder abwärts. Das ganze folgt also einer so genannten „Normalverteilung“, die aussieht wie eine Käseglocke: Der Zeiteinsatz für direkten Brunftbe-

trieb steigt bei jüngeren Böcken langsam kurvenförmig an, erreicht mit einem Alter von sechs Jahren seinen Höhepunkt und geht dann wieder langsam zurück.

Alt werden lassen?

„Seht ihr's“, wird da nun so mancher sagen, „haben wir's doch schon immer gewusst. Böcke muss man eben alt werden lassen.“ Aber ganz so einfach ist es nicht. Dass Böcke mit sechs Jahren am meisten Zeit auf das Brunftreiben verwenden, bedeutet ja nicht zwangsläufig den größten Paarungserfolg. Es kann ja auch sein, dass sie – im Gegensatz zu den heißblütigen Jungspunden – weniger Zeit damit verbringen, Geißen zu suchen oder mit anderen Böcken zu raufen und lieber gemütlich bei einer einmal gefundenen Geiß verweilen.

Außerdem nochmals zur Erinnerung: Rehwild ist – im Gegensatz zum Rotwild – ein Einzelgänger. Beim Rotwild ist es wichtig, die Sozialstrukturen in den Rudeln zu erhalten und genügend alte Stücke – Tiere wie Hirsche – heranreifen zu lassen, die das Rudel und den Brunftbetrieb

vernünftig führen beziehungsweise leiten können. Rehwild muss man aber nicht bewirtschaften wie Rotwild, auch wenn die Neigung dazu nur allzu verständlich ist. Das einzige ehrliche Argument ist, dass man lieber reife Ernteböcke erlegen möchte als immer nur „junges Gemüse“. Und das ist ja durchaus legitim. Ist die Alterspyramide flach, kommen eben mehr junge Böcke in der Brunft zum Zug. Im Gegensatz zum Rotwild haben beim Rehwild Alter und/oder Erfahrung des Bocks zum Beschlagzeitpunkt keine Auswirkungen, auch nicht auf den Setzzeitpunkt seiner Nachkommen. Und bei den Geißen ist es sogar wünschenswert, nicht zu viele „alte Tanten“ im Bestand zu haben, weil deren Kitze häufig schwächer sind als diejenigen jüngerer Geißen.

Indiskret

Weiß man eigentlich Genaures darüber, ob ein Bock im Normalfall nur eine oder mehrere Geißen beschlägt? Man weiß. Die Böcke scheinen einem Paarungssystem zu frönen, das man (leider nur recht holprig) am ehesten als „Vielweiberei mit gleichzeitiger Äsungsquellen-Verteidigung“ übersetzen kann (englisch „resource defence polygyny“). Trotzdem sind es die Geißen, die das Brunftgeschehen bestimmen, die Väter ihrer künftigen Kitze aktiv aussuchen und dazu sogar Abstecher unternehmen.



Die höchste Zahl von verschiedenen Geißen, die bei Untersuchungen in Schweden dabei beobachtet werden konnten, wie sie von ein und dem selben Bock getrieben wurden, war sieben. Und vier verschiedene Geißen waren es, die vom gleichen Bock beschlagen wurden. Das sind aber nur die registrierten Fälle. Die tatsächlichen Zahlen liegen sicher höher.

Angstgeschrei

Mehrere Male wurde beobachtet, dass ein Bock innerhalb weniger als einer halben Stunde zwei verschiedene Geißen beschlug, während er auch noch zwei oder drei andere Geißen den Hof machte. In diesen Situationen kam

es gelegentlich zu Aggressionen zwischen den Geißen, was aber trotzdem nicht unter den Begriff „Territorialverhalten“ fällt (siehe oben). Die Geißen sind etwa anderthalb bis zwei Tage lang beschlagbereit. Während dieser Zeit werden sie mehrfach beschlagen. Die Intervalle dazwischen betragen normalerweise ein bis zwei Stunden, können aber auch nur wenige Minuten umfassen. Das Brunftreiben dauert natürlich wesentlich länger und kann sich über viele Tage hinziehen. So ist gewährleistet, dass der Bock auch wirklich bei der Geiß steht, wenn sie beschlagbereit wird. Die Geiß tut das ihrige dazu, dass dies in weitem Umkreis unüberhörbar ist. Sie fiept.

Erst zart und lockend, dann schmelzend und drängend, schließlich sich stimmlich fast überschlagend mit dem Angstgeschrei. Angst ist aber wohl so ziemlich das Letzte, was die Geiß damit kundtun will; nach neuerer Auffassung ist das Fiepen Mittel zum Zweck und Teil der Brunftstrategie der Geißen: Es lockt Böcke (samt der Satelliten und Grenzgänger) aus den umliegenden Territorien an und vervielfacht damit die Auswahlmöglichkeiten der Geiß. Sprengfiep und Angstgeschrei sind bis zu 400 respektive 500 Meter im Umkreis zu vernehmen, für Rehwildlauscher sicher sogar über noch größere Distanzen. Kommt ein Bock angestürmt, der über den Verehrer der Geiß (der sie, wie man meinen möchte, ja immerhin zum Fiepen brachte) dominant ist und ihn verjagt oder der Geiß aus sonstigen Gründen besser gefällt, wird sie sich vermutlich noch in letzter Sekunde

Schmalrehabschuss möglichst frühzeitig und wenig zurückhaltend erfüllt hat. Denn dann sind die Chancen viel besser, dass sich aufs Blatten was rührt.

Wer springt?

Die oben genannten Untersuchungsergebnisse, dass ältere Böcke mehr Zeit unmittelbar bei Geißen stehen oder sie treiben, passen gut zu den Erfahrungen versierter Blattjäger: Jüngere Böcke springen meist leichter aufs Blatt. Häufig sind es die nicht-territorialen Jungböcke, die besonders flott zustehen.

Dass es dagegen vollkommen sinnlos sei zu versuchen, einen Bock, der bei einer Geiß steht, heranzublatten, stimmt auch nach meinen eigenen Erfahrungen nicht. Es kann durchaus gelingen. Bedenkt man die polygame Brunftstrategie der Böcke, macht es durchaus Sinn.

Ausschlaggebend dafür, ob man mit dem Blatten auch bei älteren Böcken Erfolg hat, ist ein im Verhältnis zu den Böcken nicht zu hoher

Geißenbestand im Revier. Dann sind auch die anderen wichtigen Faktoren wie der richtige Zeitpunkt innerhalb der etwa zweiwöchigen Blattzeit und eine günstige schwülheiße Witterung nicht so entscheidend.

Die Blattjagd ist eine der spannendsten und lohnendsten Jagdarten. Ich wünsche uns allen auch in diesem Jahr wieder viel Freude dabei!

Gundula Thor

Jagdliche Konsequenzen

Zwei Voraussetzungen für eine erfolgreiche Blattjagd wurden oben bereits genannt: Ein nicht zu hoher Geißenbestand und eine frühzeitige Erfüllung des Schmalrehabsschusses im betreffenden Jahr. Die gegenteilige Meinung darüber ist zwar immer noch weit verbreitet, aber falsch. Nicht, wenn viele Geißen und Schmalrehe im Revier stehen, springen die Böcke besser aufs Blatt, sondern genau umgekehrt. Insofern kann die 14-tägige Vorverlegung der Jagdzeit positive Auswirkungen auf die Blattjagd haben, weil dadurch der Schmalrehabschuss deutlich erleichtert wird. Bis zur Brunft kann man dann einige Wochen Ruhe im Revier lassen. Das tut nicht nur den führenden Geißen und ihren Kitzen gut, sondern erhöht auch die Chancen auf Jagderfolg in der Blattzeit.

Wenn der Schmalrehabschuss so früh wie möglich etätigt wird, hat das auch folgende Auswirkungen: Die Äsungskonkurrenz für die beschlagenen beziehungsweise führenden Geißen zur Setz- und Aufzuchtzeit ist entsprechend verringert, es müssen weniger Schmalrehe abgeschlagen und zur Abwanderung gezwungen werden. Für die Böcke gilt Analoges. Bei frühzeitigem Beginn des Bockabschusses gibt es weniger Einstandskämpfe und eine verringerte Abwanderung „revierloser“ Junghöcke. Die alte Regel stimmt also noch, wonach zu Beginn der Jagdzeit die Mehrzahl der Jährlinge fallen sollte, die wiederum den größten Teil des Bockabschusses stellen. Eine unserer „eingefleischtesten“ Jagdpraktiken sollten wir aber zumindest überdenken. Wie eingangs erwähnt, wandern beim Rehwild starke Jährlinge am häufigsten ab. Was wir als Zukunftshoffnung in unserem Revier schonen, beschert womöglich in einem ganz anderen Revier jagdliche Freuden oder wird im schlechtesten Fall ein Opfer des Straßenverkehrs. Statistiken zeigen, dass es in Mai und Juni zu den meisten Unfällen mit Rehwildbeteiligung kommt, weil dies die Hauptabwanderzeit ist. Zur Rehbrunft steigen die Unfallzahlen erneut etwas an, wenn Geißen und Böcke auf Partnersuche unterwegs sind. Je höher die Rehwildichte in dieser Zeit in einem Revier mit gefährlichen Straßen ist, desto mehr Fallwild fällt an. Und zwar nicht nur, weil es eben mehr Rehe sind, sondern vor allem, weil im Verhältnis auch viel mehr „Kilometer“ zurückgelegt werden. Die Abwanderungsrate können wir also jagdlich beeinflussen.



Starke Jährlinge wandern am häufigsten ab und sind besonders gefährdet, im Straßenverkehr umzukommen.

Foto: Nori-Hiroshi Volkman

umentscheiden. Stehen alle benachbarten Böcke bereits bei Geißen oder Schmalrehen, kann es natürlich sein, dass halt keiner kommt.

Und genau deshalb ist es rein „blattjagdtechnisch“ betrachtet ein Vorteil, wenn der Geißenbestand im Revier nicht zu hoch ist und man zudem seinen diesjährigen

Andersen, R., P. Duncan & J. D. C. Linnell (Hrsg.), 1998: **The European Roe Deer: The Biology of Success.** Scandinavian University Press Oslo.

Literatur